



BRILL

Der literarische Charakter des ostafrikanischen Islams

Author(s): Klamroth

Source: *Die Welt des Islams*, Bd. 1, H. 1 (Mar. 31, 1913), pp. 21-31

Published by: [Brill](#)

Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/1569020>

Accessed: 30-12-2015 09:27 UTC

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.



Brill is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Die Welt des Islams*.

<http://www.jstor.org>

DER LITERARISCHE CHARAKTER DES OSTAFRIKANISCHEN ISLAMIS.

VON

KLAMROTH

MISSIONSSUPERINTENDENT IN DARESSALAM.

Im Gegensatz zu den heidnischen Religionsformen des Landes ist eines der sofort ins Auge fallenden Kennzeichen des ostafrikanischen Islams die Tatsache, daß dieser sich als Buchreligion gibt. Sich im Lesen und auch im Schreiben arabischer Schriftzeichen übende Eingeborne trifft man sehr häufig. Die Werke ihres Fleißes in Gestalt von mit arabischen Schriftzeichen bedeckten Brettern prangen vor den Häusern. Man begegnet nicht selten in arabischen Buchstaben geschriebenen Briefen und Zetteln. Man sieht wieder und wieder vor ihren Häusern arabische Bücher lesende Leute. Kurz, man braucht noch gar nicht die Kaufläden der Städte genauer zu besichtigen, um doch schon von vornherein den Eindruck zu gewinnen, daß der hiesige Islam einer literarischen Begründung nicht zu entbehren scheint.

Freilich fällt diese Beobachtung um so deutlicher ins Auge, als die hiesigen heidnischen Religionsformen durchaus illiterat sind. Bemerkt man bei näherer Prüfung aber auch, daß die vor den Häusern aufgestellten Tafeln mit geschriebenen Koranversen auch noch einen ganz anderen als literarischen Zweck haben — sie sollen nämlich böse Geister vom Hause fernhalten — und daß die meisten Lehrer arabischer Bücher trotzdem kein Arabisch können, so wird man dem literarischen Charakter des hiesigen Islam bald zweifelsvoller gegenüberstehen.

Was tatsächlich von einem Teil der sogenannten *walimu* gelehrt und von ihren Schülern gelernt wird, sind die arabischen Schriftzeichen. Mit Hilfe dieser sowie ihres Gedächtnisses prägen sie sich dann einige Koransprüche und Suren ein, ohne indes den Inhalt derselben deuten zu können. Da der größte Teil der *walimu* aber auch diese Bildungsstufe nicht einmal erreicht, haben wir es schon hier mit den „besseren“ ostafrikanischen *walimu* zu tun. Darüber hinaus gibt es noch eine weitere Klasse von Schriftkundigen, die den Anspruch erheben, den Koran nicht nur lesen, sondern auch erklären zu können. Das sind die sogen. *schehe* (Schech). Solcher gibt es nach einer Aufstellung der Missionare Krelle und Rosen-

hahn in der Landschaft Usaramo (die Städte Daressalam und Bagamoyo nicht mitgerechnet) elf, darunter fünf, die gleichzeitig Akiden bzw. Jumben sind.

Diese tatsächlichen Verhältnisse, die ich nicht nur nach eigenen Beobachtungen, sondern u. a. auch auf Grund sich damit deckender genauer Mitteilungen der Missionare Krelle und Rosenhahn hier skizziert habe, muß man kennen, wenn man die wertvollen Mitteilungen von Professor Becker in dessen Zeitschrift „Der Islam“ (Band 2, Heft 1, S. 18 ff.) über die literarischen Grundlagen des ostafrikanischen Islams richtig verstehen will.

Freilich vermißt man in dem dort mitgeteilten Katalog eine Sonderung der Schriften, die die verschiedenen Kreise berücksichtigt, in denen die einzelnen Schriften nachgewiesen sind. Dies ist aber in Deutschostafrika um so nötiger, als wir es mit sehr verschiedenen Gruppen vom Mohammedanern hier zu tun haben. Die einen sind eingewandert, die andern eingeboren. Die einen gehören sehr verschiedenen schiitischen Sekten an, wie die meisten hiesigen indischen Mohammedaner, und haben sehr wenig Einfluß auf den ostafrikanischen Islam als solchen. Andere sind arabischer Herkunft, sprechen Arabisch als Muttersprache und, wenn auch unter sich wieder nach religiösen Gemeinschaften getrennt, hat doch der größte Teil von ihnen anfänglich auf das Entstehen des ostafrikanischen Islam den maßgebenden Einfluß gehabt. Das was aber heute den ostafrikanischen Islam darstellt, sind in erster Linie nicht Fremdlinge, sondern eingeborene Afrikaner. Und gerade hier hätte das dringende Bedürfnis vorgelegen, genau festzustellen, was an islamischer Literatur gerade in diesem Kreise nachzuweisen ist.

Wenn man die hiesigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, wird man sich trotzdem nach den Mitteilungen Beckers, besonders nach gelegentlichen Andeutungen, ein ungefähres Bild davon machen können, was in diesen letzten Kreisen an Literatur vorhanden ist. Es ist aber auch sehr erklärlich, daß jene Mitteilungen bei Leuten, die die hiesigen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennen, zu sehr irrümlichen Vorstellungen über den literarischen Charakter des ostafrikanischen Islam führen können.

Ich sehe hier ab von der Besprechung der eigentlichen Kisuaheliliteratur, die zwar in arabischen Schriftzeichen, aber in Kisuaheli niedergeschrieben ist. Becker geht gleichfalls, soweit ich sehe, a. a. O. auf diese nicht ein. Ernstlicher haben sich mit diesem wichtigen Teil der ostafrikanischen Literatur meines Wissens nur evangelische Missionare und ihnen

näherstehende Kreise beschäftigt. Jedenfalls sind Namen wie Krapf, Büttner, Meinhof mit der Erforschung und Erschließung dieser Stücke besonders eng verknüpft (cf. die letzte Veröffentlichung darüber in der Zeitschrift für Kolonialsprachen 1911: Das Buch von Herkal). Was aber in unserem Zusammenhange hier in Frage kommt, ist in erster Linie die eigentliche arabische Literatur. Die hat auch der Artikel Beckers im Auge.

Schon in meiner Broschüre „Der Islam in Deutschostafrika“ (Berlin 1912) hatte ich, um oben besprochene irrtümliche Vorstellungen von dem literarischen Charakter des ostafrikanischen Islams abzuwehren, vor allzu großem Optimismus gewarnt. Spuren starker Benutzung der Bücher beweisen für den literarischen Einfluß derselben wenig, wenn ihre Besitzer diese Bücher nicht nur zum Lesen, sondern auch zur Vornahme von Gottesurteilen benutzen. Dabei werden die Hände dreimal abwechselnd auf eine Koranstelle und auf das Gesicht gedrückt. Steht aber außerdem fest, daß der weitaus größte Teil der Bücherbesitzer zwar die Bücher benutzt, aber tatsächlich kein Arabisch kann, so wird man noch vorsichtiger sein müssen bei Beurteilung des Einflusses des Inhalts dieser Schriften auf jene Kreise.

Weiter war ich schon damals in der Lage (vgl. a. a. O. S. 36, 37) eine Reihe arabischer Sätze mitzuteilen, die auf einen hiesigen *mwalimu* zurückgehen, der auch eine Übersetzung derselben in Kisuaheli hinzufügte, die er für richtig hielt. Professor Dr. Mittwoch war so freundlich, den ursprünglichen Wortlaut dieser arabischen Sätze festzustellen und die genaue Übersetzung zu geben. Beides findet sich im Anhang meiner Broschüre und bringt den schlagenden Beweis, daß jenem *mwalimu* tatsächlich jede Kenntnis des Arabischen abgeht. Ich muß gestehen, selbst mir, der ich den literarischen Kenntnissen der *walimu* schon vorher sehr zweifelnd gegenüberstand, war dieser Nachweis in seiner unbedingten Beweiskraft noch überraschend.

Seitdem hat sich auch Becker gerade zu dieser Frage geäußert (Der Islam, Band 3, Heft 3, S. 297). Er findet in diesem Material „eine vielleicht unbeabsichtigte, aber dafür um so eindringlichere Tendenz“ meiner ganzen Schrift und fragt: „Warum hat der Verfasser das alles abgedruckt? Welcher oberbayrische Bauer kann das Meßritual richtig übersetzen?“ Ich lasse es dahingestellt, ob sich dort, wo man anderer Meinung sein zu müssen glaubt, die Unterstellung von Tendenzen empfiehlt.¹ Die Fest-

¹ Im weiteren Zusammenhang geht Becker sogar soweit zu schreiben: „das ‚Herr, ich danke dir usw.‘ steht (so oft ‚bei Bekennern der Religion der Liebe‘) unausgesprochen zwischen sämtlichen Zeilen.“

stellung des tatsächlichen Sachverhalts wird dadurch jedenfalls nicht gefördert, und es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, wenn ich ihm auf dies Gebiet nicht folge.

Was sachlich dazu festzustellen ist, ist dies: Es handelt sich hier nicht um irgend welchen schwarzen Bauern, den niemand in dem Verdacht hat, daß er Arabisch kann, sondern um einen mohammedanischen *mwalimu*, der ausdrücklich vorgab, es zu können. Nun blieb damals (ich war während des Drucks meiner Broschüre in Deutschland) noch die Möglichkeit, daß vielleicht der christliche eingeborne Helfer, dem ich jene Mitteilung verdankte, doch selbst an dem Unsinn Schuld sei. Nach meiner Rückkehr bin ich der Sache nochmals nachgegangen, und da hat sich auch diese Möglichkeit als unzutreffend herausgestellt. Der *mwalimu* S., ein Schüler des *schehe* R. in B. (Bezirk Daressalam), hat unserm eingebornen Lehrer A. M. in M. in dessen Wohnung jene arabischen Sätze mit Kisuaheli-Übersetzung in die Feder diktiert. Damit dürfte nun wohl auch der letzte Zweifel in dieser Sache behoben sein.

Dieser *mwalimu* S. ist einer der „besseren“ hiesigen *walimu*, Schüler eines *schehe*, Besitzer von mindestens drei Büchern (Koran, Legendenbuch, Fibel) und Kenner der arabischen Schriftzeichen. Trotzdem und trotzdem er selbst es anders behauptet, kann er tatsächlich kein Arabisch. Diese Tatsache in diesem Fall einmal in allen Einzelheiten klarzustellen ist aber deshalb um so wichtiger, weil, wie auch diese Kontroverse wieder zeigt, ein sachlich nicht begründeter Optimismus immer wieder zu Anzweiflungen von Mitteilungen führt, die wirklich nicht ohne triftige Gründe gemacht werden.¹

Die Grenze, wo Kenntnis der arabischen Schriftzeichen zur Kenntnis des Arabischen selbst wird, liegt, wie ich sehe, dort, wo der Name „*mwalimu*“ in den Namen „*schehe*“ übergeht. Nur darf man sich auch hier natürlich nicht gleich zu glänzende Vorstellungen machen. Um auch hierüber Genaueres zu erfahren, habe ich die bewußten arabischen Sätze noch einem städtischen und einem ländlichen *schehe* (Schwarzen) vorlegen lassen. Der *schehe* I. in D. erklärte, als sie ihm vorgelesen wurden, sogleich, das verstehe er, nahm aber, obwohl er unsere Schriftzeichen kaum kennt, das Blatt an sich und ließ sich wochenlang nicht sehen. Dann kam er zu mir und gab eine richtige Übersetzung. Der *schehe* M. in M. erklärte, was an Koranversen (das Meiste) darunter sei, dürfe nicht übersetzt werden.

¹ Daß die *walimu*, von deren Bibliotheken Becker (Der Islam II, 1 S. 19, Anm. 1) redet, zur selben *walimu*-Klasse gehören wie der *mwalimu* S., würde sich wahrscheinlich, sobald Namen und Wohnort bekannt gegeben werden, sehr bald nachweisen lassen.

Den Rest übersetzte er in der Hauptsache richtig. Beide sind wohl keine bedeutenden Arabisten, können aber bekanntere arabische Sätze tatsächlich übersetzen.

Hinzufügen will ich hier nur noch, daß ich, als ich meine erwähnte Broschüre schrieb, die Zahl der wirklichen Kenner der arabischen Sprache unter den hiesigen Mohammedanern noch höher angesetzt habe, als ich das heute tun kann.

Zu ganz ähnlichem Ergebnis bezüglich der literarischen Kenntnisse der *walimu* kam ich übrigens auch durch eine Unterhaltung mit dem Kisuaheli-Lektor am Hamburgischen Kolonialinstitut, Mtoro bin Bakari. Derselbe unterscheidet bei ostafrikanischen Mohammedanern verschiedene Stufen. Zum Übertritt als solchem gehöre die *schahada*, d. h. das Bekenntnis zu Gott und dem Propheten. Vom *imani* weiß solch ein Übergetretener noch nichts, aber er heißt Mohammedaner. Im *imani* wird nur unterrichtet, wer weiteren Unterricht verlangt. Der erfährt etwas von den *nguzo za wislamu*, den Stützen, Säulen des Islams. Das sind 1. das Bekenntnis, 2. die Gebetsverrichtung, 3. das Almosen, 4. das Fasten im Ramazan, 5. die Wallfahrt nach Mekka.

Mtoro bin Bakari sprach sich nun näher dahin aus, daß die meisten Mohammedaner weder *schahada* noch *imani* kannten. Über die 5 *nguzo* könnten aber auch nur die *schehe* Auskunft geben, selbst die andern *walimu* nicht. Bis zu seinem 16. Jahre habe er selbst, obwohl er lange Schüler des *schehe* Abubakar in Bagamoyo gewesen, auch von diesen 5 *nguzo* nichts gewußt. Er habe wohl den Koran damals „lesen“ können, auch Briefe schreiben können in arabischer Schrift, aber Arabisch trotzdem nicht verstanden. Aber dann habe sein Studium begonnen über *sharia* (Gesetz), *sala* (Gebet), *kutawaza* (Waschungen) usw., das sei die *ilmu* der *schehe wa ahera* (des Jenseits).

Weiter unterschied er *walimu* und *schehe* ausdrücklich so, daß erstere nur den Koran „lesen“ (ohne Arabisch zu verstehen) könnten. Der *schehe* kenne aber auch die Bedeutung des Koran und sei in der *ilmu* bewandert. Das deckt sich ziemlich genau mit meinen sonstigen Feststellungen.

Weiter macht Mtoro aber wieder noch einen Unterschied zwischen *walimu* (soll wohl heißen *schehe*) *wa dunia* (der Welt) und *wa ahera* (des Jenseits). Die *wa dunia* befaßten sich überhaupt weniger mit der Religion an sich als mit Gottesurteilen, Geisteraustreibungen, Orakeln usw. Die *wa ahera* gäben die Existenz des Teufels zu und der Geister (*jini*), lehnten aber die Lehre der *wa dunia* über Besessenheit ab. Gott sende Teufel oder Geister nicht, um einen Menschen zu verderben. Die meisten *walimu* seien solche *wa dunia*.

Hier lag mir natürlich sehr viel an genaueren Angaben über die Verhältniszahl. Auf meine Aufforderung, *schehe wa ahera* namhaft zu machen, erklärte Mtoro schließlich, er kenne nur seinen Lehrer, den *schehe* Abubakar in Bagamoyo, als solchen, der sei aber schon lange tot. Sonst wußte er keinen solchen zu nennen, weder in Bagamoyo noch in Daressalam, noch sonst auf dem Festland. In Zanzibar kenne er auch zwar keinen mit Namen, aber dort müßte es viele geben.

Dies ungünstige Urteil hängt z. T. wohl mit Eifersüchteleien zusammen, die in den Kreisen der *schehe* bzw. ihrer Schüler scheinbar eine große Rolle spielen. Als ich einem Daressalamer *schehe* gegenüber Mtoro bin Bakari erwähnte, bezweifelte der sofort, daß derselbe richtig arabisch könne, obwohl er ihm sonst als *schehe* = Schüler recht gut bekannt war. Für unsere Untersuchung ist auch hierbei wieder die Tatsache von Interesse, daß selbst in diesen Kreisen einer dem andern nicht allzuviel Arabisch zutraut.

Diese Ausführungen beziehen sich bis hierher alle, wie ich ausdrücklich betonen möchte, nicht auf die islamischen Gruppen Ostafrikas, die fremder Herkunft sind (Araber, Inder usw.). Diese haben aber höchstwahrscheinlich den größten Teil des Materials geliefert, das die Zusammenstellung des Beckerschen Katalogs ermöglicht hat. Sie bedeuten, wie ich schon oben erwähnte, heute nicht mehr den ostafrikanischen Islam als solchen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß besonders das arabische Element, und unter diesem wieder besonders die Hadramautaraber, noch heute einen sehr starken Einfluß innerhalb des ostafrikanischen Islams ausüben, den man nicht unterschätzen soll. Wie steht es nun mit dem literarischen Charakter des Islam in dieser Gruppe, die Arabisch als ihre Muttersprache spricht?

Ich muß gestehen, daß meine bisherigen Eindrücke auch hier nicht derart sind, daß ich von der literarischen Bildung dieser Kreise einen allzu hohen Eindruck empfangen hätte. Daß das Gesamturteil aber, wie es aus diesen Kreisen selbst heraus öffentlich gefällt wird, so niederdrückend ausfallen würde, wie das tatsächlich der Fall ist, hatte ich doch nicht erwartet.

In Zanzibar erscheint neuerdings eine Zeitung *an-Naǧāh*, die panislamische Interessen vertritt. Sie wird von mehreren Arabern herausgegeben, die, ursprünglich Ibaditen, vor einiger Zeit zum schafitischen Ritus übertreten sind.

In Nr. 15 dieses Blattes (vom 2. März 1912)¹ handelt nun ein Artikel

¹ Ich gebe den Inhalt nach Übersetzungen des syrischen Dolmetschers George Ibrahim.

von den Gründen, warum in der Gegenwart das Volk der Araber in Ostafrika auf einer so niedrigen Stufe stehe. Die Araber seien nicht von Natur dazu bestimmt, auch handle es sich um keine unheilbare Krankheit dabei. Es seien aber Gründe vorhanden, die dem Volk die Verderbnis gebracht. Alle Gründe aber könne man auf zwei Hauptgründe zurückführen.

Erstens: Die alten Araber seien als erobernde Macht aufgetreten. Nach den Eroberungen hätten Volk wie Regierung nichts weiter zu tun gehabt, als Landwirtschaft und Handel zu treiben. Es wäre schön gewesen, wenn es so geblieben wäre. Leider seien aber die Europäer gekommen und hätten den Handel Ostafrikas für sich in Anspruch genommen. Die Landwirtschaft aber gehe sehr zurück, seitdem der Sklavenhandel aufgehört habe. Da hätten die Nachkommen von dem leben müssen, was die Vorfahren gesammelt hatten. Als sie nichts mehr hatten, begannen sie bei den Ausländern zu borgen, so daß sie in Schulden gerieten und alles verloren. Darüber gerieten sie in grauenvolles Entsetzen. Man habe ihnen Faulheit und Kleinmut zugeschrieben, aber in Wirklichkeit sei es „ein Sichergeben in Ohnmacht und ein Erstarren, ohne es gewollt zu haben.“

„Der zweite Grund aber besteht darin, daß die Vorfahren nichts von dem hinterließen, was ein Volk notwendig zu seiner Existenz braucht, nämlich Wissenschaft, Kunst und Gewerbe“. So kam es, daß der Baum, ehe er ausschlug, vielmehr ehe er Frucht brachte, von dem Austrocknen seiner Adern [Wurzeln] und dem Verwelken seiner Zweige überholt wurde.

„an-Nağāh“ unterstützt mit anerkennenswertem Eifer Bestrebungen, die gerade diesen letzteren Mängeln abhelfen sollen. Diese Dinge sind aus der panislamischen Bewegung wohl bekannt. Daß es sich dabei aber nicht nur um allgemeines Bildungsstreben handelt, sondern auch noch ganz andere Momente stark mithinein spielen, beweist das Blatt in seiner Nr. 25 vom 12. Juni 1912 recht deutlich.

Dort heißt es: Nach der Ansicht der Gelehrten und Weisen fehle dem Orient Wissenschaft und Arbeit. Wissenschaft und Arbeit seien aber nicht das einzige und genügende Mittel, sondern es komme darauf an, durch Wissenschaft und Arbeit eine tatkräftige Einheit zu bilden. Es heiße wohl „Lerne und wirke“, aber von nun an sage ich „Lerne nicht und wirke nicht“. Denn weder sein Wissen noch sein Wirken sei dem Orient etwas nütze, sondern Zusammenschluß. Mohammed sei diesen letzteren Weg gegangen. Bis zum Anfang des Rückschritts im Islam seien nicht lediglich Wissenschaft und Arbeit das Mittel gewesen, sondern „religiöse

Brüderschaft und geistliche Politik, eine besondere Bescherung von Gottes Gnade.“ „Oder will unsereiner gelehrter und tätiger sein als Mohammed und die Kalifen?“

Diese Mitteilungen mögen hier genügen, und ich kehre zur Besprechung des literarischen Charakters des ostafrikanischen Islams zurück, wie sich dieser heute in der Hauptsache als der Islam der eingebornen Ostafrikaner darstellt. Nach meinen bisherigen Ausführungen darüber wird klar sein, daß sich derselbe nicht ohne weiteres nach der tatsächlich in Deutschostafrika nachgewiesenen islamischen Literatur richtig beurteilen läßt, so wertvoll für die Forschung die Zusammenstellung dieser Literatur ist. Es muß also der andere ungleich mühevollere Weg beschritten werden, das Material aus mündlichen Quellen an Ort und Stelle zu sammeln, und es der Begutachtung der heimischen Fachkreise zugänglich zu machen, damit so festgestellt werden kann, was im ostafrikanischen Islam auf literarischen Grund letzten Endes zurückgeht und was nicht. Denn daß auf mündlichem Wege Vieles in den Besitz einzelner *walimu*, auch wenn sie kein Arabisch können, übergegangen ist, steht außer Zweifel. Ebenso haben, wie mir scheint, hier die alten Kisuaheli-Lieder von Mohammeds Tod, Himmelfahrt etc., von denen ich oben sprach, stark mitgewirkt.

Diesen Weg habe ich in meiner oben erwähnten Broschüre zu beschreiten versucht, bin aber nach den gleichfalls schon erwähnten Äußerungen Beckers (Der Islam III, 3.) zweifelhaft geworden, ob er den Erfolg verbürgt. Jedenfalls ist vorher über verschiedene Punkte eine Verständigung nötig.

Der Europäer wird hierzulande kaum je so unmittelbar erfahren, welche Gedanken im ostafrikanischen Islam wirklich wirksam sind, wie der Eingeborene. Ihm gegenüber werden in den meisten Fällen die direkten Aussagen mit viel größerer Vorsicht gemacht werden, und außerdem steht er stets in der Gefahr, ihm anderweit Bekanntes in die Ergebnisse miteinzutragen.

Selbstverständlich meine ich nicht, daß man die Berichte Eingeborner ohne Kritik hinnehmen soll. Aber auf Grund meiner Erfahrungen in mehr als zehn Jahren hier draußen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß die mir als Missionar zunächst zugänglichen Mitteilungen verständiger eingeborner Christen einen sehr hohen Grad von Zuverlässigkeit beanspruchen dürfen.

Becker bestreitet das. Da er meines Wissens keinen einzigen meiner farbigen Gewährsmänner kennt, sich auch für sein anderes Urteil ausschließlich auf die Angaben meiner Gewährsmänner, die meine Broschüre

enthält, beruft, läßt sich die Sache sehr leicht nachprüfen, und da wir, wenn wir den Tatbestand überhaupt über Vermutungen und Voraussetzungen hinaus wirklich feststellen wollen, auf die Mitteilungen solcher Gewährsmänner nicht werden verzichten können, glaube ich auch das hier noch tun zu sollen.

Die Angaben, auf die Becker sich für sein Urteil beruft, betreffen erstens die Wiedergabe der oben näher behandelten *mwalimu*-Weisheit. Die Zuverlässigkeit des Berichterstatters als solchen ist erwiesen. Zwei weitere Seiten enthalten zwei Berichte über Mohammeds Himmelfahrt. Becker hat selbst ausgesprochen, daß dieselben in der Hauptsache richtig seien. Daß auch die Wiedergabe der Legende von Mohammeds Tod in der Hauptsache einwandfrei ist, beweist das von Büttner herausgegebene Lied auf Mohammeds Tod. Was mir christliche Eingeborne über Anklänge an das neue Testament im Koran mitgeteilt haben, dürfte auch richtig wiedergegeben sein. Die Angaben über die Bedeutung der Berdigungszeremonien, Opfer und Almosen, kann Becker auch wohl nicht meinen. So bliebe nur ein Bericht über Fasten und Beten nach Auffassung eines mohammedanischen *mwalimu*, sowie über eine mohammedanische Predigt, die einen pekuniären Zweck verfolgte. Ich kann beim besten Willen keinen Grund finden zu der Behauptung, daß meine christlichen Gewährsmänner das, was ich wiedergegeben, nicht so von eingebornen Mohammedanern gehört haben sollten.

Für begründete Kritik an den Angaben meiner Gewährsleute bin ich sehr zu haben. Ich nehme selbst ihre Mitteilungen nicht ohne Kritik auf. Im vorliegenden Fall ergibt sich aber mit auffallender Deutlichkeit, daß die Zuverlässigkeit ihrer Berichterstattung durchaus die Probe bestanden hat.

Allerdings scheint es fast, als läge die Ablehnung dieser Gewährsmänner noch an anderen Gründen. Becker bemängelt es z. B. auch bei mir, daß ich an der Stelle, wo ich die besonderen Feste aufführe, das *maulidi* nicht erwähne und das *idi kubwa* als „das große Fest zur Erinnerung an die Toten“ bezeichne und meint „gegenüber solcher Unsicherheit in der Kenntnis der elementarsten Begriffe und Institutionen des Islam ist man nur zu leicht geneigt, auch anderen an sich möglichen Angaben skeptisch gegenüberzustehen“.

Ich gebe es meinem Kritiker gern zu, daß er in meiner Kenntnis des Islams überhaupt noch manche Lücke würde entdecken können. Ich bin erst während meiner Tätigkeit als Missionar zu näherer Beschäftigung mit den Islamfragen geführt worden, und ein recht reichliches Maß von Arbeit verhindert es hier wie während meiner Urlaubszeiten jene Lücken

in wünschenswertem Maße auszufüllen. Allein in diesem Fall liegt die Sache doch noch etwas anders. Aus gutem Grund habe ich jenes Fest übergangen, ebenso wie ich auch nicht jedes Fest der schiitischen Mohammedaner aufgeführt habe. Tatsächlich sind die von mir angeführten Feste hier die bekannteren. Das *maulidi* ist vielen Mohammedanern hier gar nicht als Fest bekannt, und ein Eingeborner in angesehener Stellung, der bis etwa zu seinem 50. Jahr Mohammedaner war, identifizierte es mir noch neulich mit dem Fastenschluß. Andere lehnen überhaupt *maulidi* als Bezeichnung eines besonderen Festes ab. Und was die Bezeichnung des *idi kubwa* angeht, so war es mir selbstverständlich nicht darum zu tun, die wissenschaftlich richtige Erklärung, sondern die hier übliche zu geben.

Das ist doch die Aufgabe solcher Materialsammlung, zunächst den tatsächlichen Befund festzustellen. Je genauer der herausgearbeitet wird ohne Eintragen anderer Dinge, um so sicherer werden daraus weitere Schlüsse auf den hiesigen Islam als solchen zu ziehen sein.¹ Daß diese Genauigkeit aber dem Sammler Monita wegen mangelnder Kenntnis des Islam überhaupt einträgt, ist ein eigenartiges Kuriosum.

Endlich noch eins. Auch aus dieser Erörterung ersehe ich, wie nötig für ein befriedigendes Ergebnis der Zusammenarbeit auf diesem Gebiet nicht nur Kenntnis des Islams im allgemeinen wie seiner ostafrikanischen Erscheinungsform ist, sondern auch Kenntnis des heidnisch-religiösen Bodens, auf dem der Islam sich hier eingerichtet hat.

Das hiesige Heidentum kannte von der Väter Zeit her die Wendung „Gott hat ihn gerufen“, wenn bei einem Todesfall keine Zauberei oder dergl. angenommen wurde. Auch bei dem ostafrikanischen Neger treten uns Reste eines ursprünglich monotheistisch bestimmten Gottesbewußtseins entgegen. Die Züge desselben verlieren aber auch gerade unter dem Einfluß des Islam mehr und mehr ihre persönliche Bestimmtheit. Der Gottesbegriff wird so mehr und mehr zum unpersönlichen Schicksal. Wer das weiß, den wird es nicht wundern, daß ich bei Wiedergabe der Worte des mohammedanischen *mwaliimu*: „Dieser Tote ist von keinem Menschen oder Zauberer oder Teufel umgebracht, sondern seine Schicksalsstunde ist gekommen“ nicht von einem Schritt vorwärts rede, den der Islam gebracht. Mein Kritiker meint aber auch hier: „Alles was für das ‚Wesen‘ des Islam einen günstigen Eindruck machen könnte, wird anders bewertet“.

¹ Becker selbst zieht z. B. (Der Islam III, 3, S. 266) gerade aus der Wichtigkeit, die der Maulidfeier jeweils beigelegt wird, ganz bestimmte Schlüsse auf den Charakter der in Frage kommenden islamischen Teilgruppe.

Was die optimistische Beurteilung der Mahdifrage durch Becker, d. h. die Verbreitung und Bedeutung dieser Lehre für den ostafrikanischen Islam angeht, so bin ich bei Prüfung weiterer Beobachtungen, die mir erst jetzt aus dem letzten Jahr bekannt geworden sind. Ich hoffe darüber später mehr Material bringen zu können, möchte aber schon heute soviel sagen, daß ich meine ernste Auffassung dieser Frage voll aufrecht halte.

Was ich hier vorgetragen, kommt auf Desideria hinaus, die auszusprechen ich im Interesse der allseitigen Erforschung des ostafrikanischen Islams mich genötigt glaube. Ich glaube, jeder, der sich hier an Ort und Stelle mit diesen Fragen beschäftigt, erwartet noch vieles von der Mitarbeit der heimischen Fachkreise. Daß ein ersprießliches Zusammenarbeiten aber ermöglicht werde, ist der Hauptzweck dieser Zeilen.